Im deutschen Heimatlazareth.

(Nach einem Interview mit ihrem Leiter Dr. Rinkenberger.)

Bilder aus dem Leben der deutsch-amerikanischen Aerzte-Expedition in Deutsch-Eylau.

Kaisers Geburtstag.

Schnee, Schnee, Schnee.

Frau Holle scheint da oben zur Feier des Tages Betten-Appell angesetzt zu haben, bei dem die ganzen himmlischen Heerscharen mitwirken.

Wohin das Auge reicht, ist die Welt weiß und hell, als gäbe es gar kein Elend, keinen Krieg da draußen. Selbst die Bäume im Garten haben heute ein Festkleid angelegt und strecken die dürren Zweige nicht mehr so kahl in den Winterhimmel.

In den Oefen prasselt die Glut und auf die Scheiben hat der Frost seine schönsten Winterblumen gemalt. Alles für „Se. Majestät".

„Hallo, Sie alter Republikaner. Viel zu tun?"

Der Chefarzt ist's, der den Kopf zum Operationszimmer hereinstreckt, um nachzuschauen, ob „seine Amerikaner" noch alle leben und fidel sind.

„Heute Abend müssen Sie ran! Kaisers Geburtstag! Da sollen Sie einen ost- und westpreußischen Maitrank erleben, daß Ihnen die Augen übergehen und die demokratischen Prinzipien ins Wanken kommen. Abgemacht?"

Der erste Chirurg sieht einen Augenblick von der Arbeit auf.

„Nichts zu machen, alle Hände voll zu tun."

„Mensch, das ist Majestätsbeleidigung!"

„Tut mir leid, aber Dienst geht vor."

In diesem Augenblick kommt der Bureauschreiber hereingestürzt.

„Herr Ober-Stabsarzt. Anruf von Allenstein."

Der Angeredete dreht sich schnell herum und eilt nach dem Telephon.

„Hier Oberstabsarzt X. Garnisonlazareth Deutsch-Eylau."

„Hier Generalkommando Allenstein. Halten Sie bitte alles für die Aufnahme von 289 Verwundeten bereit, die heute abend eintreffen werden."

Da haben wir die Bescherung! Zweihundertneunundachtzig? Also rund dreihundert. Und heute abend? Da heißt's sputen, denn es ist jetzt bereits fünf Uhr nachmittags. Mit der kleinen Kaisers Geburtstagsfeier, die man geplant, wird es also nichts. Die Pflicht geht vor. „Na gut, mir kann's recht sein!" Und kurz und bestimmt giebt der Chefarzt seine Befehle.

Bald herrscht im Haupt- und Nebenlazareth der alten Staatsschule reges Leben. Beinahe dreihundert neue Patienten unterzubringen, ist keine Kleinigkeit, wo man bereits alle Räume mit Kranken und Verwundeten belegt hat. Aber Befehl ist Befehl. So rückt man die Betten dichter zusammen und schlägt zwischen ihnen rasch Feldbetten auf, in die die Rekonvaleszenten gebracht werden.

Allerdings im Operationssaal läßt sich kein Austausch vornehmen. Da gehts strikt nach der Reihe und die wird von der Wichtigkeit des einzelnen Falles bestimmt.

Bis um Mitternacht brennt dort Licht und die vier amerikanischen Aerzte sowie die fünf Krankenschwestern, die die Opferwilligkeit der Deutsch-Amerikaner herübergesandt, haben alle Hände voll zu tun, „reinen Tisch zu machen", denn morgen früh kommen ja die angemeldeten dreihundert frisch aus den Schützengräben an die Reihe.

Bis jetzt sind's immer nur alte Fälle gewesen. Man ist Heimatlazareth, und bis die Verwundeten zu einem gelangen, vergeht Zeit. Diesmal kommen sie direkt von der Walstatt, von den schweren Kämpfen an der Aa, wo die Russen anfang Januar einen Durchbruchversuch unternahmen und die Deutschen bereits drei Wochen später zur wuchtigen, erfolgreichen Gegenoffensive ausholen konnten

Am 23. und 24. tobte die Schlacht, heute ist der siebenundzwanzigste, drei bis vier Tage sind sie also bereits auf dem Weg, in einem der mit Allem, was der erfinderische Menschenkopf zu ersinnen vermag, ausgestatteten Lazarethzuge, deren horizontale und vertikale Federung der Krankenbetten jeden Stoß auffängt.

Drei bis vier Tage schon unterwegs. Aber als sie am nächsten Morgen (in der Nacht war keine Zeit mehr gewesen) auf Bahren von je vier Trägern durch den hochliegenden Schnee von der eine Meile entfernten Bahnstation her zum Hospital gebracht werden, steht noch das furchtbare Erlebnis dieser Schlachttage deutlich in ihrem Gesicht geschrieben.

Sie haben bereits am Tor gestanden, das in die Ewigkeit führt, und hinübergeschaut. Da schließen sich die Augen geblendet dem irdischen Licht und die Seele erschauert, wenn sie wieder dem Leben zurückgegeben wird. Das Rauschen der Todesschwingen war bereits um diese jungen Häupter, und das vergißt sich ebensowenig wie die Hölle, die vom Feind herüber Tag und Nacht, Nacht und Tag in die eigenen Stellungen brüllte. Himmel und Erde eine einzige gelbrote, Flammen speiende Glut und zwischen beiden Schnitter Tod, die Sense schwingend, daß sie im Mähen hell klingt, wie angeschlagenes Glas.

Jetzt liegen sie leise stöhnend in ihren Betten und warten, bis die Reihe an sie kommt. Beim ersten Eintreffen haben bereits die Aerzte die schweren, sofortigen Eingriff fordernden Fälle von den weniger schweren getrennt. Und einer nach dem andern rollte in das Operationszimmer, wo der erste Chirurg. Kopf, Mund und Nase verbunden, nur die Augen frei, im weißen Kittel mit hochgeschlagenen Aermeln auf sie wartet. Gummihandschuhe wie daheim in Amerika gibts nicht. Also muß mit bloßen Händen operiert werden.

„Eine Schwester ist uns dabei gestorben. Blutvergiftung. Ein kleiner Hautriß nur. Und alle Hilfe vergebens.

LAZARETH-GEBÄUDE

Ah, nicht dran denken, sonst wird man bitter. Den Hilfebringern der Menschheit Schutz zu verweigern! Den Kranken Medizin und Verbandsstoffe! Aus militärischen Gründen! Daß sie im Namen der Humanität verrecken!!"

„Damned!" Und die Schere, mit der man eben trotz der inneren Erregung ruhig und sicher einen rettenden Schnitt vollzogen, fliegt klirrend auf den kleinen Glastisch.

Binden giebt es bald auch nicht mehr. Die alten werden zwar wieder gewaschen, neu aufgewunden, sterilisiert. Aber natürlich, eine Ewigkeit halten sie nicht. Zum Auffangen von Blut und Eiter gebraucht man schon seit langem keine Gaze mehr, sondern eine Art Krepppapier, „Zellstoff" genannt. Und auch Papierbandagen hat die Not erfunden. Aber sie gehen nur für Arm- und Beinwunden. Um den Leib herum sind sie zu unbequem, zu steif.

Mit wie wenig Mitteln der Arzt doch auskommen kann, wenn es sein muß! Das ist die große Lehre, die man jetzt hier im von der Welt abgeschnittenen Deutschland lernt. Glycerin? Schon lange verschwunden und notdürftig ersetzt. Alkohol zum Reinigen der Operationsstellen auch schon rar, Jod wird es bald nicht mehr geben. Und ist doch so notwendig. Hunderte anderer Dinge fehlen.

Aber es geht auch so. Als ob die geheimen Kräfte der Natur mit Deutschland im Bunde stünden! Oder ist es nur diese ewig wache Opferglut in den Verwundeten. Die wissen, daß jeder Mann draußen zur Verteidigung der Heimat gebraucht wird und daß man gesund werden muß, um wieder an die Front zu kommen?

Ueber neunzig Prozent aller Fälle werden wieder feldtauglich. Manche sieht man drei-, viermal wieder, weil so eine dumme Kugel sie wieder draußen getroffen hat.

„Doktor, beim sechsten Mal verlang ich Rabatt. Im Abonnement ist es überall billiger!"

Und trotz der heftigen Schmerzen lacht das junge Gesicht strahlend den Arzt an. Denn der ist jetzt für einen der wichtigste Mensch auf der Welt. Von dem hängts ab, ob man bald wieder an die Front kann, die Russen verhauen zu helfen.

Die Schußwunden sind nicht so schlimm. Trotzdem es auch dort böse Fälle gibt. Aber darüber spricht man am Besten nicht. Die Kugeln desinfizieren gleich durch ihre Hitze. Was sind dagegen die Granatsplitterverletzungen, die alles zerfetzen und gleich aus Uniform, Unterwäsche Entzündungskeime in die Wunde tragen. Ohne Eiterung geht es da niemals ab.

Aber still und geduldig trägt jeder sein Los.

S'ist ja um Dich, Heimat. Um jeden stolzen Giebel Deiner Städte, um jedes Hüttchen draußen am Wegesrand. Um Felder in Erntesegen, um Wald und Wiese, die ganze deutsche Erde und den deutschen Himmel, wie er daheim nur seine blaue Unendlichkeit mit Sonnenglast und Lerchenschmettern so wunderherrlich auszuspannen vermag.

Frauenhände.

Ah, wie sie weich sind, wie ihre Kühle all die Fieberglut bannt, wie lange doch ist es schon her, daß man sie so gespürt? Eine Ewigkeit. Länger als das, länger als das! Aus ganz, ganz fernen Tagen kommt ein leises Klingen und Singen. Aus verschütteten Schachten der Erinnerung quillt es auf. — Mutterhände — Mutterhände!

Wie ist denn das! — — —

Gestern noch Hölle und heute alles so licht und leicht.

Ist man etwa im Himmel schon? Von Wunschmaids emporgetragen zur Götterburg?

Wie die Erde erbebt, als wollten alle Tiefen zur Höhe! Wie der Himmel brüllt, als wollte er über einem zusammenbrechen! Fort! Fort!! Hier ist ja Stille, tiefe heimliche Stille — — Heimat — — eine linde Hand — — Mutter — bist — Du's? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit wehem Lächeln schaut die Schwester auf die fiebernden Lippen, während sie leise über die Stirn des Liegenden streicht.

Ach, daß Liebe nicht allmächtig ist und so oft der Tod stärker als sie! Aber kommt er, sollen ihm wenigstens seine Schrecken genommen sein. Mit Blumen im Haar soll er kommen, mit altvertrauten seligen Kindheitsliedern. Kein Fortgehen soll's sein, sondern ein froh erlöstes Heimwandern.

Und die Lippen der jungen Schwester summen leise ein Lied, während aus den starren Augen Thräne um Thräne tropft.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frauenhände, welch Segen ruht in Eurem stillen, unermüdlichen Wirken. Was wäre alle ärztliche Kunst, aller harter Wille, wieder gesund zu werden, ohne Euch.

Erdenfremd, losgelöst von allem Menschlichen. In den Augen das Grauen, die Seele bis in die tiefsten Tiefen erschüttert kommen sie von der Walstatt. Und ihr löscht das Entsetzen, das aus den bleichen blutüberströmten Gesichtern starrt, stillt den quellenden Lebensstrom, bannt das wilde Fieber, das die ausgemergelten Körper schüttelt und führt sie leise wieder zur Erde zum Leben zurück.

Segenbringende, gesegnete Frauenhände, die ihr in das gegenseitige Morden, in die Hölle dieses Krieges den Himmel Eurer Liebe und Eures Opfersinnes tragt!

Weihnachten.

Wie die Zeit stille steht!

Sehnsüchtig schauen die in den Betten nach den Fenstern, ob denn die Dämmerung noch nicht bald an ihnen hochsteigt und den langen Tag endet.

An einem Stock humpelt der Rekonvaleszent durch den Saal.

„He, Friedel, wann fangt's los?"

„Dienstgeheimnis. Nischt zu machen."

Und vergnügt mit den Augen zwinkernd stapft er weiter.

Arme Kerle! müssen stille liegen, während die Halbgeheilten das Glück der Vorbereitungen genießen. Na, dafür nachher aber auch die Ueberraschung.

Seit dem frühen Morgen herrscht in den hellen Räumen geschäftiges Leben. Selbst die Schwestern haben heute für ihre Pfleglinge weniger Zeit als sonst. Zwei Bäume für jeden Saal wollen geschmückt sein und dann alle die Liebesgaben von daheim und die kleinen Geschenke der Angestellten, da bleibt für den üblichen Plausch keine Muße.

Aber endlich ist alles bereit.

Die Verwundeten erhalten ein paar Kissen in den Rücken geschoben, daß sie halb aufrecht besser den Glanz der Kerzen sehen können. Vom Nebensaal, wo ein Harmonium steht, klingt leise das alte Lied von der Krippe in Bethlehem's Stall.

Traute alte Kinderweise. Wie lange her, wie lange her, da man dich mitgesungen daheim!

Und dann breit und feierlich: Stille Nacht, heilige Nacht!

Wie der Lichterglanz zerfließt und nur noch eine große strahlende Helle vor den Augen schwimmt, daß man sie schließen muß. Thränen, Thränen! Draußen hat man sie ganz verlernt, hat nur die Zähne zusammengebissen und wenn der Schmerz von der Wunde noch so hart ans Herz griff. Und hier heult man wie ein altes Weib! Schäm Dich! Will Königs Rock tragen und flennt! Wenn's nur kein anderer merkt. Geschäftig hüstelt man und wischt mal unauffällig mit dem Fingerknöchel in den Augenwinkeln herum. Aber da man zum Nachbar schaut, blinkt's auch in dessen Augen. Also dann mal zu! Wenn's alle tun, wird's ja kei Schand sein.

Und man schneuzt sich, und lacht dazwischen, während das salzige Naß über die Wange kullert. Kinners, Kinners, das Verwundetsein hat doch auch seine schönen Seiten!

Der Pastor macht die Sache auch kurz. Nur ein paar Worte, aber sie packen einen. Opfermut, Heldentum! Ja, ja, man ist doch ein ganzer Kerl und wird's bald wieder zeigen können. Der Amerikaner versteht sein Geschäft. Wie er einem das Ding da am Kopf geflickt hat, gesehen hat's man zwar nicht, aber die Schwester hat einem davon erzählt und einen ganz schweren Namen dabei genannt. War wohl lateinisch oder so was. Na kurz und gut. Da war ein Loch in der Schädeldecke wie zwei Taler groß, auch ein Stück Gehirn mit fortgeschossen. Dumme Kerls die Russen, was ein rechter Deutscher ist, hat davon noch immer mehr als so hundert Kalmücken. Na und da das Loch doch zugemacht werden mußte, hat man einfach aus dem Beinknochen ein Stück Schale herausgesägt und oben eingesetzt. Fein geheilt war's und auch am Bein war alles wieder zugewachsen. Was die Aerzte für Teibelskerle sind! Na ja, aber das gesunde märkische Blut mußte mithelfen. Und die Dämlichkeit hat sich auch wieder verflogen. Gott sei Dank.

Jetzt aber was Lustiges!

Vater hat ein paar Zigarren und eine Bouteille geschickt. Mutter was Selbstgestricktes und Selbstgebackenes. Da wird also Leib und Seele warm gehalten.

„Puppchen, Du bist mein Augenstern." . . .

„Fritz, weißt De noch . . . bei Schramm in Wilmersdorf . . . die kleene Blonde? . . . Junge, Junge, det war 'ne Sache, fein, fein!"

Und der mit dem ganz einbandagierten Schädel lacht vergnügt seinen Nachbarn an, während der Phonograph die populäre Melodie weiterspielt.

„Nach'm Krieg giebt's 'ne Trauung."

„Nach'm Krieg . . . wenn wir wiederkommen!"

Da sind die Augen plötzlich wieder ernst geworden. Man hatte fast vergessen, daß da draußen ja noch immer Krieg sei. Ganz vergessen über den Lichterglanz und all den guten Sachen.

Ob die einen draußen nicht brauchten? Wie wohl die Kompagnie Weihnachten feierte. Weihnachten draußen im Schnee und Eis, mit den Russen hundert Meter vor einem.

Wo wird's nächstes Jahr sein? Noch immer draußen? Oder wieder daheim? Bei Mutter und Schatz?

Wenn wir . . . wiederkommen! . . .

Und wenn nicht, dann stand wohl jede Nacht über einem ein Lichterbaum . . . der Himmel mit all seinen Sternen

Nur mit dem Singen war's dann nichts. — Nein, damit war's dann wohl . . . für immer . . . vorbei! . . .

Tages-Arbeit.

„Um Sieben raus aus den Betten. Um Neun schon die ersten Operationen. Das war jeden Morgen der Auftakt des Tagwerkes. War das Schneiden, Sägen, Meißeln, Schienen usw. zu Ende, ging's an die Bandagen. Jeden Tag erneuert im Anfang. Dann, wie die Heilung fortschritt, jeden zweiten, dritten, vierten Tag. Von den dreihundert, die an Kaisers Geburtstag kamen, frisch vom Schlachtfeld, starben uns zwei. Und neunzig aus jedem Hundert wurden wieder kampffähig."

Die Augen des Arztes leuchteten voll Stolz. War eine ernste schwere Zeit drüben, aber die Arbeit trug auch Befriedigung in sich.

Ein Kriegsjahr bringt mehr gute Chirurgen hervor denn zehn Friedensjahre. Und was man drüben gelernt, wird jetzt in der Heimat von Nutzen sein. Wenn's auch hier zum Aeußersten kommt, was Gott verhüte. Denn wer den Krieg aus der Nähe gesehen, wird ein Apostel des Friedens.

Haupt- und Nebenlazareth in Deutsch-Eylau faßten 450 Betten. Da war keine Zeit zum Müßiggehen und Umschauen. Kam der Abend, so war man froh, sich auf sein Bett zu werfen. Draußen lockte ja auch nichts. Das bißchen Anregung, das diese typische Kleinstadt des deutschen Ostens bot, war durch den Krieg noch weiter beschränkt worden. Alle Lokale schlossen um Zehn und die Straßen waren wie in den alten Tagen beleuchtet, wenn im Kalender Vollmond stand und der Himmel sich nicht bezog. Die Gaswerke hatten wegen Kohlenmangels den Betrieb eingestellt, und der Kohlenmangel war wieder die Folge der Not an Arbeitskräften und Bahnmaterial.

Drei Jahre Krieg mit seinen Anforderungen an die Eisenbahnen, und keine Zeit, sich neue Waggons zu bauen, da sah es auf den eisernen Schienenwegen mit dem Betriebsmaterial nicht sehr rosig aus.

Lebensmittelnot? Nun ja, in den Großstädten, weniger auf dem Lande. Und schließlich, das Kriegsbrot schmeckt nicht so übel. Wenn man nur mehr bekäme. In Westpreußen spürte man den Mangel nicht gar so sehr, und was man von der Jugend sah, ließ auch nicht die Angst aufkommen, daß sie unterernährt sei und später mal nicht ihren Mann stellen würde.

Allerdings in einem merkte man das Fehlen genügender Nahrung. Der Heilprozeß der Verwundeten verlief langsamer als unter normalen Verhältnissen.

Aber schließlich siegte doch die gesunde deutsche Natur. Die, und die weibliche Pflege, die Wunder wirkte.

In den Krankensälen schafften Schwestern vom Deutschen Roten Kreuz, die später auch die Träger ersetzten. Im Operationszimmer halfen die fünf Schwestern aus Amerika.

Wie dankbar alles war für unsere Hilfe. Auch die Privatpatienten, die bis zu 50 Meilen aus der Umgegend hereinkamen. Denn Aerzte gab es nicht mehr. Die waren alle an der Front und die Gemeindeschwester mußte, so gut es ging, über der Gesundheit des kleinen Kreises wachen. Daß mancher dabei starb, der in Friedenszeiten zu retten gewesen, versteht sich von selbst. Aber im großen Ganzen ging es schließlich auch so, und Gott sei Dank blieben wir von Epidemien verschont. Flecktyphus forderte einmal fünf oder sechs Opfer, aber das energische Eingreifen der Behörden verhinderte ein Umsichgreifen der Krankheit.

Die Arbeit brachte viel Interessantes. Schwierige Knochentransplantationen. Wunderbare Heilungen schwerer Gehirnverletzungen, Flickarbeit zerschossener Nerven und manches andere, das aber nur für den Fachmann Interesse hat. Einer Privatpatientin entfernten wir acht Fuß Dünndarm, und sie geht heute wie sonst ihrer Arbeit nach!

Unter dem Mangel an Medikamenten, Jod, Alkohol — hier war die schlechte Kartoffelernte schuld — hatten wir natürlich schwer zu leiden. Auch unter dem Mangel an Seife, von der das Stück zum Schluß vier Mark kostete und auch dann nur auf eine „Bezugskarte" hin erhältlich war. Bei der Not an frischen Binden machte sich dieser Mangel besonders fühlbar, aber man behalf sich schließlich. Auch die Stärke ging aus und manches andere dazu. Das Buch des stillen deutschen Heldenmuts und des deutschen Erfindergenies wird später mal viele neue Kapitel erhalten, von denen man jetzt wenig hört und liest.

Mehr als ein Ei in drei Wochen gab es auch in den Hospitälern nicht, und in letzter Zeit wurde selbst die Milch rar, aber mit dem ersten frischen Grün draußen, ändert sich das natürlich.

Am besten hatten es noch die Gefangenen. Die Soldaten draußen an den Fronten mußten die bessere Verpflegung mit der Gefahr und den Unbequemlichkeiten des Lebens in Schützengraben und Unterstand erkämpfen. Die verwundet heim kamen, hatten die Pflege mit ihrem Blute bezahlt. Aber die Gefangenen waren in keiner Gefahr, litten keine Schmerzen, brauchten sich nicht zu sorgen und wurden doch besser gefüttert als Millionen Deutsche.

Ich habe das große Russenlager in Czerst auf der Strecke Danzig—Berlin, wo 50,000 Gefangene in Wellblech-, Holz- und Erdbaracken, von wenigen Landstürmern bewacht, untergebracht sind, besucht und ein paar andere dazu, und habe überall gefunden, daß die Gefangenen gut behandelt werden und sich nicht zu beklagen haben. Tausende werden nach dem Kriege in Deutschland bleiben, wenn man es ihnen erlaubt. Viele von ihnen dürfen sich bereits jetzt frei herumbewegen. So traf ich einen Schlachter, der einen für ganz Ost- und Westpreußen giltigen Paß besaß und damit allein in der Welt herumfuhr. In der Fabrik der International Harvester Co. zu Hamburg waren viele von ihnen beschäftigt, andere arbeiteten an Straßen und auf Landgütern, oft gänzlich unbewacht, denn woher sollte man all die Bewachungsmannschaften nehmen? Und soweit mir bekannt, hat keiner der Russen daran gedacht, diese Freiheit zu einem Fluchtversuch zu mißbrauchen. Sie waren alle froh, wohlgeborgen weit vom Schuß zu sitzen.

Ich sah sie als Kutscher mit Damen im Wagen, die augenscheinlich den „Feind" auf dem Bock nicht fürchteten. Ich sah einen französischen Chauffeur, der im Dienst eines Offiziers stand und mit seiner Maschine unbewacht umherfahren durfte. Hunderte ähnlicher Fälle könnte ich anführen, und wäre nicht die dunkle Uniform mit dem tiefgelben Band um den Arm und der Nummer darauf gewesen, niemand hätte die Leute für Kriegsgefangene gehalten.

In Czerst bauten sie dann auch zur Erinnerung an einem 40 Fuß hohen Denkmal. Und die Lustigkeit im Lager, die zufriedenen Gesichter der Leute sagten mir, daß es kein Denkmal deutscher „Schrecklichkeit" werden sollte. Die Berichte über Impfungen der Gefangenen mit Krankheitskeimen sind gemeine Verleumdung. Natürlich hat man sie alle geimpft, aber nicht, damit sie von Epidemien heimgesucht würden, die ja auch die Deutschen bedroht hätten, sondern um Krankheiten fernzuhalten.

Und wie man sich um ihre körperliche Gesundheit sorgte, so auch um die geistige. In Czerst fand ich z. B. eine ganze Anzahl deutscher Lehrer, die die Gefangenen im Zeichnen und Holzschnitzen unterrichteten. Auch ein Theater gab es, und bei einem Begräbnis hörte ich den wundervollsten Chorgesang, den ich je vernommen.

Nein, was über schlechte Behandlung der Gefangenen geschrieben worden, ist, soweit ich auf Grund meiner eigenen Erfahrungen sprechen kann, erlogen. Ebenso das Märchen von dem Haß gegen alle Amerikaner. Gegen unser Land, unsere Regierung machten sie bitter fein, weil sie glaubten, daß man sich in Washington von anfang an auf die Seite der Feinde Deutschlands gestellt, der einzelne Amerikaner war jedoch ein „famoser Kerl", dem man überall höflich und liebenswürdig entgegenkam. Wenigstens habe ich es nie anders erlebt.

Für unsere Hilfe waren sie dankbar, wie Menschen dankbar sein können. Und als wir schließlich gehen mußten, weil Botschafter Gerard uns Ordre gab, nach Amerika zurückzukehren, war das Bedauern groß. Der Bürgermeister Deutsch-Eylaus kam noch persönlich zur Bahn, um uns für alles, was wir auch der Zivilbevölkerung getan, offiziell zu danken. Schöner als diese amtlichen Zeichen der Anerkennung wird uns indes die Dankbarkeit unserer Pfleglinge in der Erinnerung bleiben.

Mögen die Bierbankpolitiker schelten, weil sie sich „enttäuscht" fühlen, in den Herzen unserer Verwundeten haben sich die Deutsch-Amerikaner, die uns hinüber gesandt, ein Denkmal geschaffen, das andauern wird.

Wie mir einer mal sagte: „Doktor, es ist, als wenn man bei Nacht im Wald geht, das Dunkel wie tausend Gefahren um einen steht und plötzlich weither durch die Stämme ein Lichtlein schimmert. Es mag fern sein, meilenfern, aber es stärkt den Mut, man fühlt sich nicht gar so verlassen mehr. So wandern wir Deutschen jetzt durch das Dunkel, von tausend Gefahren umlauert, von nichts als Feinden umgeben, die uns ans Leben wollen. Und da kommt übers Meer in die Dunkelheit der Schein dieses wundervoll großen Liebeswerkes der Deutsch-Amerikaner. Sie können uns nicht helfen in unserer Not, sind zu fern, aber das Licht bringt doch Trost und neue Hoffnung. Wir sind nicht allein. Drüben sind Brüder, die uns verstehen, Blutsbrüder. — Grüßen Sie sie alle, Doktor, all die Deutsch-Amerikaner, und sagen Sie ihnen, daß wir's nicht mehr vergessen werden — das stille, ferne Licht ihrer Liebe!"

M. W. B.

DR. RINKENBERGER UND SEINE ASSISTENTEN IN DEUTSCH-EYLAU.

STADTSCHULE ALS LAZARETH EINGERICHTET.